

---

## BEITRÄGE

Christian Lavagno

### Die unendliche Beschreibung. Zur Vorgeschichte aufklärerischer Beschreibungskonzepte in der Renaissance

Im 20. Jahrhundert hat sich die Einsicht durchgesetzt, daß wissenschaftliche Forschung und Theoriebildung nicht in einem gleichsam luftleeren Raum stattfinden und vor allem nicht bei Null anfangen, sondern daß sie in einen historisch wandelbaren Evidenzrahmen eingebettet sind, dem sie einen erheblichen Teil ihrer Überzeugungskraft verdanken. Zur Kennzeichnung dieses historischen Apriori einer Periode hat sich der von Kuhn vorgeschlagene Begriff „Paradigma“ durchgesetzt, gegen den zeitweise von Foucault bevorzugten Ausdruck „Episteme“. Unklar ist bislang, ob nur die „höheren“ Sphären von rationaler Argumentation paradigmatisch bedingt sind, also etwa Begründungsprozeduren oder Verifikationskriterien; oder ob auch so basale wissenschaftliche Tätigkeiten wie Beobachtung und Beschreibung vom jeweils anerkannten Paradigma abhängen. Der vorliegende Beitrag intendiert eine Annäherung an dieses Problem aus historischer Perspektive. Da sich das in der Moderne gültige Konzept von Beschreibung hauptsächlich in der Aufklärung (dem „Zeitalter der Vernunft“) herausgebildet hat, soll untersucht werden, wie Objekte und Ereignisse in der Phase zuvor beschrieben wurden, im Renaissancezeitalter des 16. Jahrhunderts (dem „Zeitalter des Mythos“, wenn man so will).

Der Vergleich beider Beschreibungsarten wird nicht nur Licht auf das jeweilige Paradigma fallen lassen. Es sind vor allem auch Aufschlüsse über den Begriff der Beschreibung selbst zu erwarten, so im Hinblick darauf, ob eine schlechthin wissenschaftliche, „neutrale“ Beschreibung angenommen werden kann. Beide Gesichtspunkte sind für die gegenwärtige theoretische Reflexion insofern von Interesse, als eine zur Zeit gängige Interpretation behauptet, mit dem Anbruch der „Postmoderne“ sei die Ära von Aufklärung und Moderne zu einem Abschluß gekommen. Anhand des Paradigmenbegriffs und gegebenenfalls unter dem Aspekt der Beschreibung könnte diese Interpretation einer genaueren Prüfung unterzogen werden.

## I

Welches ist das Paradigma der Renaissancewissenschaft? Michel Foucault hat – neben anderen – herausgearbeitet, daß das Denken dieses Zeitalters um den Begriff der *Ähnlichkeit* organisiert ist. Wenn Wissenschaftler im 16. Jahrhundert Dinge beobachten und beschreiben, so im Hinblick auf Affinitäten und Analogien, die ihnen sodann als Ausgangspunkte für theoretische Schlußfolgerungen und praktische Anwendungen dienen. Die einzige Weise, Erkenntnisse zu gewinnen, besteht für sie darin, den Wegen der Ähnlichkeit zu folgen. Aus der Warte des zeitgenössischen Denkens erscheint ein derartiges Vorgehen äußerst ungewöhnlich, ja fragwürdig, wir können es kaum als rational und schon gar nicht als wissenschaftlich akzeptieren. Seit den Tagen der Aufklärung basiert das Wissen nicht mehr auf dem Prinzip der Ähnlichkeit, sondern auf dem der Differenz. Der amerikanische Philosoph Alfred North Whitehead hat dieses Prinzip in eindrucklicher Weise formuliert: „We habitually observe by the method of difference. Sometimes we see an elephant, and sometimes we do not. The result is that an elephant, when present, is noticed.“<sup>1</sup> Das Renaissancedenken verläßt sich im Gegensatz dazu auf die Ähnlichkeiten zwischen den Phänomenen und schenkt ihnen Unterschieden viel weniger Beachtung.

Wissen, das auf dem Prinzip der Ähnlichkeit beruht, nimmt an, das zwischen ähnlichen Dingen eine Beziehung besteht und daß sie einen Einfluß aufeinander ausüben. Ein berühmtes Beispiel mag dies veranschaulichen: die Heilkraft der Walnuß. In der Renaissance versuchte man oft, Kopfschmerzen und Geistesverwirrungen mit Hilfe von Walnußextrakt zu heilen. Der Grund dafür war, daß die Walnuß dem menschlichen Gehirn sehr ähnlich sieht, und Ähnlichkeit – so wurde argumentiert – ist ein Indikator oder eine „Signatur“ für Heilkraft. Diese Argumentationsweise, die uns teils amüsant, teils bizarr vorkommt, ist charakteristisch für das Denken des 16. Jahrhunderts. Sie beruht auf sorgfältiger Beobachtung und einer korrekten Beschreibung der Phänomene, aber die Art des Schlußfolgerns ist extrem verschieden von dem, was heute als „rational“ gilt.

Ähnlichkeit ist nicht auf ein vergleichbares Äußeres beschränkt. Jede Analogie hinsichtlich Proportion, Struktur, Bewegung oder Funktion kann eine verwandtschaftliche Beziehung anzeigen. Darüber hinaus muß der Einfluß eines Gegenstandes auf einen anderen nicht unbedingt sichtbar sein. In vielen Fällen bestimmen verborgene Kräfte den Lauf der Natur wie auch das Schicksal des Menschen. Es ist die Aufgabe des Beobachters, die Zeichen zu entziffern, die uns hin und wieder einen Hinweis geben. Das erklärt, warum im 16. Jahrhundert Magie und Astrologie als ernsthafte Zweige der Wissenschaft angesehen wurden. Natürliche Magie versucht in Verbindung mit Alchimie, die geheimen Kräfte der Natur zu entdecken und nutzbar zu machen; die Astrologie sieht den Menschen als einen Mikrokosmos an, der vom Makrokosmos der siderischen Sphäre regiert wird. In beiden Fällen

1 A. North Whitehead, *Process and Reality. An Essay in Cosmology*, hrsg. von D. R. Griffin/D. W. Sherburne, New York 1978, S. 4.

sind Sympathien und Antipathien zwischen den jeweils betrachteten Elementen das entscheidende Moment. Der Erfolg eines Forschers hängt von seiner Fähigkeit ab, Ähnlichkeiten zu erkennen und die Codes zu entschlüsseln, die in den Dingen selbst enthalten sind.

Auf der anderen Seite gibt es, sobald wir einmal beginnen, nach Ähnlichkeiten Ausschau zu halten, kein Kriterium, das angibt, wo wir aufhören sollen. Ähnlichkeit ist ein ubiquitäres Phänomen: wenn A und B sich in einer bestimmten Hinsicht ähneln, so B und C in einer anderen, und so weiter. Wir kommen so zu einer unendlichen Kette, in der jedes Element mit mehreren anderen verbunden ist und die weder einen Anfang noch ein Ende hat. Wie Foucault formuliert, kulminiert das Ähnlichkeitsdenken in der „constitution d'une nappe unique et lisse“<sup>2</sup> des Seienden. Ohne Unterlaß verweisen die Dinge aufeinander, und selbst die Sprache ist kaum mehr als ein Element in dieser Kette. Foucaults Analyse der epistemologischen Basis des Renaissancedenkens lautet: „La nature, en elle-même, est un tissu ininterrompu de mots et de marques, de récits et de caractères, de discours et de formes.“<sup>3</sup> Ein wichtiges Merkmal wissenschaftlicher Beobachtungen, Beschreibungen und Erklärungen, wie sie im 16. Jahrhundert gegeben wurden, kommt hierin zum Ausdruck: da die Dinge alle miteinander verbunden sind und auch das winzigste Detail ein Zeichen sein könnte, mangelt es den Nachforschungen dieses Zeitalters an einer theoretischen Schranke. Nichts ist a priori unwichtig, da auch fundamentale Affinitäten mitunter nur von unmerklichen Analogien markiert werden. Insbesondere die Beschreibung wird dadurch zu einem virtuell unendlichen Vorgang.

Vieles spricht dafür, daß dieser Begriff von Beschreibung das entsprechende aufklärerische Verständnis beeinflusst hat, wenngleich negativ. Ein Blick in die *Encyclopédie* mag dies veranschaulichen. Der Autor des Artikels *Description* warnt vor der Gefahr einer unbegrenzten Beschreibung. Er hebt mehrfach hervor, daß eine Beschreibung von einem Plan geleitet sein müsse. Wenn wir Dinge beschreiben, sollen wir uns auf die wesentlichen Merkmale beschränken und die große Menge unwichtiger Details weglassen. „Les descriptions ne peuvent donc être utiles qu'autant qu'elles sont restreintes à de justes bornes, & assujetties à de certaines lois.“<sup>4</sup> Es gilt also, die relevanten Aspekte der Realität auszuwählen, da es in der Natur zu viele Einzelheiten gibt, als daß man alles behandeln könnte. Dies ist deutlich den im Grunde unbegrenzten Beschreibungen des 16. Jahrhunderts entgegengesetzt. Für die Renaissancewissenschaft bestand das Problem von Beobachtung und Beschreibung darin, Ähnlichkeiten und Analogien zu finden, um die geheimen Beziehungen zwischen den Dingen zu enthüllen. In der Aufklärung verschiebt sich das Interesse zugunsten der prinzipiengeleiteten Ordnung und Klassifikation der Phänomene.

2 M. Foucault, *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Paris 1966, S. 54.

3 Ebenda, S. 55.

4 *Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, Bd. 4, Paris 1754, S. 878.

Andererseits dürfen die manifesten Unterschiede zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert nicht dazu führen, daß wir die gemeinsamen Merkmale der beiden Wissenschaftskonzeptionen übersehen. Vor allem stimmen sie in der Annahme überein, daß der Mensch fähig ist, Phänomene zu erklären. Sie setzen also die Idee einer Einheit der Welt voraus, denn nur wenn die Dinge verbunden sind, ist es möglich, Ereignisse vorherzusagen und Gründe für eine Entwicklung anzugeben. Einige heutige Denker stimmen derartigen Annahmen bekanntlich nicht zu. Sie machen geltend, daß die moderne Welt ungeheuer komplex und differenziert sei und daß wir deshalb nicht länger vorgeben sollten, ihre Struktur zu verstehen. In diesem Punkt ist das gegenwärtige Denken also – zumindest in einigen seiner prominenten Strömungen – sowohl der Renaissance als auch der Aufklärung entgegengesetzt.

Eine Anmerkung bezüglich der Verwendung historischer Begriffe: obwohl ich von „der“ Renaissance spreche, beanspruche ich keineswegs, die gesamte Epoche abzudecken. Foucault verfährt so, aber mir scheint, daß er in diesem Punkt übermäßig vereinfacht. Für das 16. Jahrhundert ist eine Vielzahl von Strömungen kennzeichnend, und nicht alle lassen sich unter das Ähnlichkeitsdenken subsumieren – es gab beispielsweise immer noch eine starke aristotelische Strömung. Andererseits hatten das Ähnlichkeitsparadigma und seine bedeutendste Konsequenz, die unbegrenzte Beschreibung, tatsächlich einen signifikanten Einfluß auf nachfolgende Zeitalter, wie unser Blick in die *Encyclopédie* gezeigt hat. Darin liegt die Berechtigung, Begriffe wie „Renaissance“ und „16. Jahrhundert“ – wenngleich *cum grano salis* – weiterhin zu verwenden.

## II

Einige Beispiele können helfen, die vorangegangenen Bemerkungen über die Wissenschaft der Renaissance, ihre Beschreibungs- und Erklärungsmodi zu erläutern. Der italienische Arzt und Naturforscher Girolamo Cardano berichtet über folgendes Experiment: „Wenn Blei in Bleiweiß verwandelt und gebrannt wird, wird es um ein Dreizehtel seines Gewichts schwerer, indem die himmlische Wärme verschwindet.“<sup>5</sup> Diese Passage enthält die Beschreibung einer chemischen Reaktion, wie sie in unserer Zeit nicht besser gegeben werden könnte. In der Tat kann man Blei mit in Wasser gelöster Kohlensäure zu Bleicarbonat (d. i. Bleiweiß) reagieren lassen; und wenn man das Wasser verdampfen läßt, um das Salz zu erhalten, ergibt sich tatsächlich ein gewisser Gewichtszuwachs aufgrund des Carbonat-Anteils der neuen Substanz. Mit anderen Worten, Cardano hat recht, zumindest was den chemischen Prozeß betrifft. Offensichtlich ist er fähig, sorgfältig zu beobachten und präzise zu beschreiben. Ein zweites Beispiel wird diesen Eindruck bestätigen: „Wir besitzen zweierlei Adern. Die einen sind dünn und unbewegt in der Körperoberfläche, und in ihnen ist das Blut lau und dunkelrot. Die

5 „Plumbum cum in cerussam vertitur, ac vritur, tertiadecima parte sui ponderis augetur. Hoc fit, quia calor ille coelestis euanescit.“ (G. Cardano, „De subtilitate“, in: Cardano, *Opera omnia*, Lyon 1663, Bd. 3, S. 440).



anderen, tiefer liegend, sind dick und pulsieren, und ihr Blut ist hellrot und heiß, da es vom Herzen kommt. Diese Adern pulsieren im gleichen Takt wie das Herz. Durch diese Bewegung wird die natürliche Wärme aufrechterhalten. Dabei wird, was sich an Rußigem angesammelt hat, ausgestoßen.“<sup>6</sup> Unter dem Blickwinkel zutreffender Beschreibungen ist der wissenschaftliche Charakter von Cardanos Forschungen über jeden Zweifel erhaben.

Gleichwohl ist die These aufrechtzuerhalten, daß die Renaissancewissenschaft auf einem unterschiedlichen Paradigma beruht und folglich nur bedingt an modernen Maßstäben gemessen werden kann. Denn wenn Cardano von Blei und Bleicarbonat handelt und von unterschiedlichen Arten von Adern, so betreibt er gar nicht Chemie und Anatomie, wie wir heute diese Wissenschaften verstehen. In Wirklichkeit geht es ihm um Ähnlichkeiten und Analogien, und er betrachtet ein spezifisches Detail, weil manchmal ein winziger Teil das Ganze reflektiert und deshalb als ein Brennglas fungieren kann. Ein weiteres Beispiel, das von den Unterschieden zwischen Jung und Alt handelt, wird dies bestätigen: „Die Älteren lieben die Übungen des Geistes, die Jungen solche des Körpers. Überhaupt sind ihre Strebungen ganz verschieden. Die Alten sind geizig, traurig und ängstlich, die Jungen verschwenderisch, munter und kühn. Die Interessen der verschiedenen Lebensalter scheinen somit nicht weniger gegensätzlich als die verschiedener Tierarten. So umfaßt also in der Tat die menschliche Natur gleichsam die ganze Welt, und in ihrem Bau ist Vieles und Großes verborgen.“<sup>7</sup> Das Entscheidende ist hier der Wechsel der Reflexionsebene: die Betrachtung beginnt bei verschiedenen Arten von Menschen, wendet sich dann dem Tierreich zu und endet mit dem Universum. Das ist typisch für Cardano. Sein eigentliches Interesse gilt nicht den einzelnen Gegebenheiten, sondern der Verbindung zwischen ihnen. Ihm zufolge sind die Entitäten in der Welt allesamt miteinander verbunden.<sup>8</sup> Infolgedessen betrachtet er ein Ereignis wegen seiner isomorphen Beziehung zum gesamten Lauf der Natur, nicht um seiner selbst willen. Die Evidenz einer Behauptung wird nicht durch Beweis innerhalb einer Sphäre erwiesen, sondern durch Korrespondenz zu einer anderen.

Das ist auch der Grund dafür, warum sein Denken ständig von einem Gebiet zum nächsten wandert. Cardano wird oft vorgeworfen, er schreibe in

6 „Non ignorare decet duplices in nobis esse venas: alias quidem tenues, & immobiles in ipsa superficie corporis, in quibus sanguis tepidus ac ruber: alias vero sub his crassas, & pulsantes, in quibus sanguis flauus, ac calidissimus continetur, qui a corde provenit, vt primi origo est iecur. Pulsant venae hae crassiores vna cum corde & aequis temporibus: hocque motu calor ipse naturalis conseruatur, & quicquid fuliginosum collectum fuerit eiicitur.“ (Ebenda, S. 557).

7 „Senes mentis exercitationem magis amant, iuuenes corporis, in caeteris studia ex toto diuersa, imo contraria. Senes, auari, moesti, ac timidi sunt: iuuenes vero prodigi, alacres, & audaces. Videntur igitur studia aetatum diuersarum non minus esse inuicem contraria, quam animalium diuersae speciei. Equidem humana natura, vt & alias dictum est, vniuersam rerum omnium molem videtur amplecti: & in illius structura multa, ac magna latent.“ (Ebenda).

8 „Omnia in uniuerso contineantur continuata atque indiuisibile serie.“ (G. Cardano, *De rerum varietate*, praefatio, Basilea 1557, S. 4; zit. in *Girolamo Cardano – Philosoph, Naturforscher, Arzt*, hrsg. von E. Kessler, Wiesbaden 1994, S. 274).

einer konfusen und chaotischen Art und Weise, weil er niemals lange bei einem Thema verweilt. Dieser Vorwurf beruht jedoch auf einem Mißverständnis. In Wirklichkeit gibt es eine Logik in seiner Argumentationsweise, es ist nur nicht die unsrige. Es ist die Logik der Analogie: er springt zwischen den Sphären, um die Korrespondenzen zwischen dem Teil und dem Ganzen, zwischen Mikro- und Makrokosmos herauszuarbeiten. Ein letztes Beispiel hierfür: „Wenn sich aber eine Glatze bildet und die Haare ausfallen, ist Oleum Tartari ein gutes Heilmittel. Es verhindert den Haarausfall und fördert den Haarwuchs. So geschieht eben nichts in der Natur ohne Grund. Denn so wie die Wärme die Haare wachsen läßt, so auch dieses feine, warme Öl.“<sup>9</sup> In diesem Fall steckt der allgemeine Aspekt in dem Begriff „Wärme“. In der Tat ist Wärme das Prinzip von Cardanos Konzeption, insofern er sie als Ursache für jedes Ereignis in der Natur ansieht. Wie erinnerlich, basierte im ersten Beispiel die Erklärung auf der „himmlischen Wärme“, im zweiten auf der „natürlichen Wärme“. Diesmal besteht die Ähnlichkeit zwischen dem Öl und der Sonne, da beide ein Gefühl der Wärme auf der Haut erzeugen. Die Schlußfolgerung ist, daß das Öl in gleicher Weise wie die Sonne Dinge wachsen läßt. Auf diese Weise verbindet Cardano sogar ein so entlegenes Phänomen wie Kahlköpfigkeit mit seiner Kosmologie. In seinen Augen ist nichts unwichtig, denn auch das winzigste Detail kann helfen, die Gesetze der Natur zu enthüllen.

### III

Eine besondere Eigenart der Renaissancewissenschaft ist ihre Affinität zur Magie. Wenn die Wissenschaftler dieses Zeitalters versuchen, natürliche Prozesse zu erklären und zu beeinflussen, nehmen sie oft verborgene Kräfte und eine unsichtbare Sympathie zwischen den Dingen an. Es mag wertlos erscheinen, sich mit solchen Theorien auseinanderzusetzen, die nicht immer leicht von Aberglauben und Hexenwahn zu unterscheiden sind. Auf der anderen Seite hat natürliche Magie einen beträchtlichen Einfluß auf den Aufstieg der modernen Wissenschaften gehabt (und folglich auf unseren Begriff von Beschreibung). Man könnte sogar behaupten, daß die moderne Wissenschaft zu einem Teil aus ihr entstanden ist, denn magische Praktiken setzen gründliche Kenntnisse von natürlichen Abläufen voraus. Magie gibt nicht vor, etwas völlig Neues zu kreieren, sie wendet lediglich bereits existierende Kräfte an, wie aus dem folgenden Zitat hervorgeht: „Natürliche Magie ist diejenige, die die Kräfte aller natürlichen und himmlischen Dinge beobachtet, in sorgfältiger Analyse die Sympathie zwischen ihnen untersucht und dadurch die geheimen und verborgenen Kräfte der Natur ans Tageslicht bringt, [...] so daß erstaunliche Wunder bewirkt werden, nicht so sehr von der Kunst als von der Natur, welcher diese Kunst der Magie sich als Gehil-

9 „Si autem caluitium, aut casus capillorum, pilorumve alia ratione contingat, oleum tartari optime medetu, & cadentes restituit, & qui non nati sunt, nasci facit. Itaque nihil sine ratione a natura factum est, cum calor sit ille qui pilos euocat: hoc vero oleum tenuissimum est, calidum non parum.“ (G. Cardano, De subtilitate [Anm. 5], S. 558).

fin anbietet.“<sup>10</sup> Der Autor dieser Passage, Agrippa von Nettesheim, verwendet das Wort „Wunder“, um die Effekte der Magie zu beschreiben, aber er räumt ein, daß das Werk der Magie in Wirklichkeit von der Natur vollbracht wird. Der Magier ist für ihn kaum mehr als ein Diener, der den verborgenen Kräften hilft, ihre Wirkungen zu entfalten. Darüber hinaus unterstreicht er, daß magische Bemühungen auf genauer Beobachtung und gründlicher Analyse beruhen müssen. Aber was ist moderne Wissenschaft anderes als eine „sorgfältige Analyse“ natürlicher Kräfte? So spricht viel dafür, daß natürliche Magie teilweise das Fundament zu dem gelegt hat, was heute als wissenschaftlich angesehen wird (einschließlich zeitgenössischer Konzepte von Beschreibung und empirischer Beobachtung).

Selbst Begriffe wie „verborgene Kräfte“ und „Sympathie zwischen Dingen“, die auf den ersten Blick eine von Grund auf vormoderne Geisteshaltung anzuzeigen scheinen, sind gar nicht so weit von den rationalen Prozeduren der Wissenschaft seit der Aufklärung entfernt. Wir sollten nicht zuviel Vertrauen bezüglich der Wurzeln des gegenwärtigen Denkens hegen. Es gibt beispielsweise Evidenzen, daß Newton, der Begründer der modernen Physik, tief von Magie beeinflusst gewesen ist. Nicht nur las er Bücher über dieses Thema, er praktizierte auch selber Alchimie, wie berichtet wird. Und was ist Gravitation, wenn nicht eine unsichtbare Kraft, die auch über weite Entfernungen wirkt? In gewisser Weise ist das Prinzip der Newtonschen Physik, die Gravitation, selber eine okkulte Eigenschaft. Deshalb sollten wir die Idee einer Sympathie zwischen Dingen nicht als abstruse Vorstellung eines vergangenen Zeitalters verächtlich machen, angesichts der Tatsache, daß sie in einer modernen Konzeption des Universums widerhallt. Newton hätte niemals seine Theorie der Gravitation entwickelt, wäre er ein radikaler Gegner der natürlichen Magie gewesen.

Es besteht also kein Widerspruch zwischen der Affinität der Wissenschaftler des 16. Jahrhunderts zur Magie und den exakten Beobachtungen und Beschreibungen, die auf sie zurückgehen. Im Gegenteil hat die Magie die gründliche Erforschung der Natur enorm gefördert. Das hat Konsequenzen für unsere Einschätzung der Renaissance: statt über den „Rückfall“ in eine magische Weltanschauung nach all den „modernen“, präzisen Beschreibungen den Kopf zu schütteln, sollten wir zugeben, daß dem Denken jenes Zeitalters eine eigenen Kohärenz, beruhend auf der Logik eines eigenen Paradigmas, zukommt. Foucault hat diesen Schritt in *Les mots et les choses* vollzogen: „En fait ce n'est pas d'une insuffisance de structure que souffre le savoir du XVI<sup>e</sup> siècle.“<sup>11</sup> Gleichwohl sind auch lange nach der Publikation seines Buches noch Kommentare erschienen, die der Renaissance und ihren Hauptvertretern ein gleichsam schizophrenes Denken atte-

10 „Magia itaque naturalis ea est, quae rerum omnium naturalium atque coelestium vires contemplata, earundemque sympathiam curiosa indagine scrutata, reconditas ac latentes in natura potestates ita in apertum producit [...] ut exinde stupenda saepe consurgant miracula, non tam arte quam natura cui se ars ista ministram exhibet haec operanti.“ (Cornelius Agrippa, *De incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium*, 1531, Kap. 42 [o.p.]).

11 M. Foucault, *Les mots et les choses* (Anm. 2), S. 47f.

stieren.<sup>12</sup> Gegen derartige Interpretationen ist darauf zu beharren, daß das Renaissancedenken mit seinen Prinzipien der Ähnlichkeit und der Sympathie ein kohärentes System darstellt.

Das gilt nicht allein für den magischen, sondern auch für den mythologischen Gesichtspunkt. Im 16. Jahrhundert beruht Evidenz des öfteren auf Hörensagen, das heißt, Behauptungen werden durch Verweis auf Mythen und Legenden gestützt – ein Vorgehen, das sich auch in den Beschreibungen niederschlägt. Ein berühmtes Beispiel ist die *Historia serpentum et draconum* von Ulisse Aldrovandi. Wie der Titel dieses Buches bereits andeutet, unterscheidet der Autor kaum zwischen Erfahrung, Erzählung und Mythologie. Wenn er die fraglichen Gegenstände beschreibt, wechselt er zwischen Berichten über eigene Beobachtungen, Zitaten der Meinungen anderer und der Wiedergabe von Fabeln und Legenden hin und her. Der Grund für diese Nicht-Unterscheidung liegt in dem, was oben die unendliche Beschreibung genannt wurde. Jedes einzelne Detail ist ein Zeichen und hat deshalb eine Bedeutung, also warum soll irgend etwas ausgeschlossen werden? Foucault hat einmal, als er dieses Problem behandelte, eine virtuelle Debatte zwischen Aldrovandi und Georges Buffon, dem berühmten Naturforscher des 18. Jahrhunderts, nachgestellt. Er referiert zunächst, hauptsächlich unter Bezugnahme auf das Inhaltsverzeichnis des Buches, Aldrovandis „remarques portant indifféremment sur l'anatomie, les blasons, l'habitat, les valeurs mythologiques d'un animal, sur les usages qu'on peut en faire dans la médecine ou dans la magie“. Dann zitiert er Buffons abschätziges Urteil: „Tout cela n'est pas description, mais légende.“ Auf diesen Vorwurf erwidert er schlagfertig: „En effet, pour Aldrovandi et ses contemporains, tout cela est *legenda*, – choses à lire.“<sup>13</sup> In der Tat: wenn Aldrovandi von Schlangen und anderen Reptilien handelt, liest er eher das Buch der Natur, als daß er Zoologie betreiben würde. Sein Ziel besteht nicht darin, eine knappe und präzise Repräsentation der Fauna zu geben, sondern die Zeichen und Signaturen in der Welt zu entziffern, unter Einbeziehung aller nur denkbaren Hilfsmittel. Auf diese Weise gehorcht Aldrovandi den Regeln des wissenschaftlichen Paradigmas seines Zeitalters. In seiner Fähigkeit, Dinge exakt zu beschreiben, steht er Buffon in nichts nach. Wenn ihre Beschreibungen voneinander abweichen – und es gibt massive Unterschiede –, so deshalb, weil sie auf divergierenden theoretischen Annahmen aufbauen.

12 „Aus den Bizarrerien [!] der Naturphilosophie der Renaissance mit ihrem Insistieren auf 'natürlicher Magie', 'beseeltem Stoff' und 'sympathetischen' oder 'antipathetischen Kräften' sind [...] Elemente methodologischer Reflexion sorgsam herauszulösen.“ (*Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung*, Bd. 3: *Renaissance und frühe Neuzeit*, hrsg. von St. Otto, Stuttgart 1984, S. 227) – „Blickt man auf den mystisch-magischen Aspekt seiner Naturphilosophie, wird man dazu neigen, Paracelsus [...] wie seinen Zeitgenossen Johannes Faust in die Nähe der Scharlatanerie [!] zu rücken; beachtet man aber die empirische Komponente seiner Einstellung [...], wird man nicht umhin können, ihn unter die Wegbereiter einer bestimmten Richtung der modernen Naturauffassung zu rechnen.“ (W. Rödl, *Der Weg der Philosophie*, Bd. 1, München 1994, S. 417).

13 M. Foucault, *Les mots et les choses* (Anm. 2), S. 54f.



Natürlich erscheint aus einer heutigen Perspektive Buffons wissenschaftliches Vorgehen weitaus überzeugender. Wir sollten daraus jedoch nicht schließen, daß er näher an der Wahrheit ist und daß Aldrovandi sich irrt. Es gibt keinerlei Anlaß, auf das Denken des 16. Jahrhunderts mit einem Gefühl der Überlegenheit herabzublicken. Wenn wir das Renaissancedenken als lächerlich abtun, sollten wir uns bewußt sein, daß eines Tages nachfolgende Generationen unser Denken in gleicher Weise behandeln werden.

Seit der Aufklärung werden Ähnlichkeit und Analogie nicht mehr als angemessene Mittel der Wissensbegründung angesehen. Die Methode wissenschaftlichen Vorgehens hat sich von Grund auf verändert. Im 18. Jahrhundert, also im Zeitalter von Buffon und Linné, versuchen die Naturforscher, die Vielfalt der Lebewesen wiederzugeben, indem sie ein Tableau errichten, das alles erfaßt. *Repräsentation* wird zum begrifflichen Zentrum der naturkundlichen Forschung. Die Arten werden zunächst anhand ihrer charakteristischen Merkmale klassifiziert und anschließend gemäß ihrem Verwandtschaftsgrad in großen Tafeln angeordnet. Beschreibungen sind hierbei ein unerläßliches Hilfsmittel, wie ein weiteres Zitat aus der *Encyclopédie* verdeutlicht: „Décrire les différentes productions de la nature, c'est tracer leur portrait, & en faire un tableau qui les représente.“<sup>14</sup> Offenkundig hat die Ähnlichkeit ihre Kraft verloren, der Wissenschaft eine Grundlage zu geben. Zwar gibt es auch bedeutende Unterschiede zwischen Buffon und Linné, vor allem dadurch, daß der erste das künstliche System des letzteren ablehnte. Sie teilen jedoch die grundlegenden Annahmen bezüglich der Mittel und Zwecke wissenschaftlicher Forschung. Ihr übereinstimmendes Ziel besteht darin, eine vollständige Repräsentation der Flora und der Fauna der Welt zu geben, und um dieses Ziel zu erreichen, sind sie bemüht, jede einzelne Spezies zu erfassen und den Grad der Verwandtschaft zwischen den Arten zu bestimmen.

Linné hat einmal die Komponenten aufgelistet, die nach seiner Auffassung die Beschreibung einer Spezies zu umfassen habe: Name, Theorie, Gattung, Art, Eigenschaften und Gebrauch.<sup>15</sup> Das Entscheidende ist die extreme Kürze dieser Liste. Wußte Linné mehr als Aldrovandi? Im Gegenteil mag es erscheinen, daß Aldrovandi mehr wußte, zumindest in dem Sinne, daß er in der Lage war, sehr ausführliche Beschreibungen zu geben. Tatsächlich beruht die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts in gewisser Weise auf dem Prinzip des Ausschlusses. Linné und seine Zeitgenossen beschränkten ihre Beschreibungen auf die äußerlich sichtbaren Merkmale einer Pflanzen- oder Tierart. Sie blendeten vieles aus, was in der Renaissance zu einer Beschreibung gehörte, zum Beispiel die mit einem Tier verbundene Mythologie. An einer Stelle weist Linné ausdrücklich Ähnlichkeit als Prinzip von Wissenschaft zurück.<sup>16</sup> Diese Zurückweisung markiert eine bedeutende Grenze der Aufklärung. Die Naturforscher des 18. Jahrhunderts *mußten* Ähnlichkeit, Analogie und Sympathie als wissenschaftliche Kategorien aus-

14 *Encyclopédie* (Anm. 4), S. 878.

15 C. von Linné, *Systema naturae*, Lipsiae 1748, S. 222f.

16 Ders., *Philosophia botanica*, Stockholm 1751, S. 234 (= § 299).

schließen, denn sonst hätte das neue Modell der Repräsentation nicht funktioniert. Natürlich waren sie der Ansicht, daß der Gewinn den Verlust überstieg. Es könnte jedoch die Aufgabe unserer Zeit sein, an das zu erinnern, was als *quantité négligeable* an den Rand gedrängt wurde.<sup>17</sup>

#### IV

Ich möchte die Überlegungen dieses Beitrags in drei Thesen zusammenfassen.

1. *Eine Beschreibung ist von dem wissenschaftlichen Paradigma abhängig, in dessen Rahmen sie gegeben wird.* Wie die Analyse der Renaissancewissenschaft gezeigt hat, gibt es keine „neutrale“, von ihrem theoretischen Kontext unabhängige Beschreibung. Ganz im Gegenteil beginnt jeder Forscher bei seiner Untersuchung von Gegenständen und Ereignissen mit einer Anzahl von Annahmen und Interessen. Diese Annahmen beeinflussen nicht erst das Ergebnis seiner Studien, die Theorie, sondern bereits die Beschreibungen. Aus diesem Grunde variieren Beschreibungen sehr stark. Wie wir gesehen haben, können sie sich auf einen Aspekt konzentrieren oder aber von einem Gegenstand zum nächsten wandern; ebenso können sie sich auf wenige, als wesentlich erachtete Elemente beschränken oder aber gleichsam unbegrenzt sein etc.
2. *Die Renaissance ist nicht das Zeitalter des Mythos.* Obwohl man nicht leugnen kann, daß Mythos und Magie eine wichtige Rolle in der Naturgeschichte jener Zeit spielten, muß das Denken des 16. Jahrhunderts dennoch als wissenschaftlich angesehen werden. Seine Kohärenz rührt von einer inneren Logik her, die von der heutigen verschieden, gleichwohl aber vernünftig ist. Das Denken jener Zeit beruht auf den Prinzipien der Ähnlichkeit, der Sympathie und der Analogie, und derartige Prinzipien sind weder bizarr noch absurd.
3. *Das „Zeitalter der Vernunft“ ist nicht das Zeitalter der Vernunft.* Zwar pflegten die Denker der Aufklärung sich mit Enthusiasmus auf das zu beziehen, was sie Vernunft nannten, aber diese Selbstinterpretation kritiklos zu übernehmen hieße, ihnen in die Falle zu gehen. In Wahrheit beruht auch das Denken der Aufklärung auf einem Paradigma. Es funktioniert auf der Grundlage von Annahmen und Definitionen, und sein Horizont ist von Interesse und Ausschluß gekennzeichnet. Es gibt keinen ultimativen philosophischen Standpunkt, von dem aus man beurteilen könnte, was rational und was irrational ist, niemand kann das Patent für Vernunft beanspruchen.

17 Ein Beispiel ist die Medizin: offenkundig ist die moderne Heilkunst längst an ihre Grenzen gestoßen; die Homöopathie hingegen greift auf die alten Prinzipien von Sympathie und Antipathie zurück, dergestalt Renaissancevorstellungen wiederbelebend. Der Erfolg der Homöopathie ist somit ein Argument dafür, keine Überlegenheit eines wissenschaftlichen Paradigmas über ein anderes anzunehmen. Das aufgeklärte Denken ist eine Art, die Welt zu sehen – aber beileibe nicht die einzige. Paradigmen sind alle gleich nah zur Wahrheit, und das eine sollte nicht nach Maßgabe eines anderen beurteilt werden.

Nur andeuten kann ich zum Abschluß mögliche Konsequenzen aus diesen Überlegungen für den in der Einleitung angesprochenen Streit zwischen Moderne und Postmoderne. Wie deutlich geworden sein sollte, läßt sich etwa auf die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Paradigmenwechsel datieren, im Zuge dessen die Grundannahmen bezüglich der Ziele und Vorgehensweisen von Wissenschaft nahezu vollständig ersetzt wurden. Die Rede von einer Postmoderne, die die Moderne ablöst und somit gedanklich überflüssig macht, scheint mir nun nur dann sinnvoll, wenn gezeigt werden kann, daß wir Zeugen eines gleichermaßen fundamentalen Wandels, einer grundlegenden Richtungsänderung im abendländischen Denken sind. Es genügt keineswegs, auf oberflächliche Veränderungen in unseren Lebensgewohnheiten, wie sie beispielsweise von der Computertechnologie bewirkt werden, zu verweisen. In der Tat wird ja von postmodernen Autoren behauptet, daß die gegenwärtigen Wandlungsprozesse bis in die Tiefenstrukturen des Denkens reichen. Der *linguistic turn* habe die grundlegende Sprachabhängigkeit des Denkens erwiesen und dadurch die alten Abbildungs- und Widerspiegelungstheorien der Aufklärung obsolet werden lassen; die These von der „Ausdifferenzierung“ von Wirklichkeitsbereichen habe die Erfahrung auf den Begriff gebracht, daß die vormals Eine Realität *de facto* in eine Vielzahl von unverbundenen Fragmenten zerfallen sei; die „digitale Revolution“ schließlich habe eine vernetzte und systemisch geschlossene Sphäre des Wissens entstehen lassen, in der das Subjekt zusehends verschwinde. Die Frage bleibt jedoch bestehen, ob diese Diagnosen – gesetzt, daß sie sich als zutreffend erweisen und daß sie überdies *denselben* fundamentalen Wandel indizieren – bereits ausreichen, um von einem Paradigmenwechsel zu sprechen. Mittlerweile haben sich jedenfalls auch die Fürsprecher modernen Denkens zu Wort gemeldet und beispielsweise – unter Verweis auf die Vielschichtigkeit der Moderne – geltend gemacht, daß viele der heute von der Postmoderne okkupierten Themen bereits von ausgesprochen „modernen Autoren be- und durchdacht worden seien. Der Streit ist sicherlich noch nicht entschieden; eines sollte jedoch klar sein: die Beweislast liegt auf seiten der Verkünder der Postmoderne.